

BETTINE MENKE (Erfurt)

Anfangen – zur ‘Herkunft der Rede’

Anfangen ist ein komplexer Vorgang – (mindestens) ebenso wie das Zu-Ende-Bringen. Am Beispiel Kleists etwa, der die Schwierigkeiten des Endens zum Gegenstand der Künste seiner Erzählungen gemacht hat, sind die Paradoxien der ‘Schlüsse’, die einen Abschluß setzen wollen, diskutiert worden (etwa an *Der Zweikampf*, *Die Heilige Cäcilie*, *Die Verlobung in St. Domingo* oder *Das Marionettentheater*). *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden* verweist an seinem Ende: „Die Fortsetzung folgt“¹ den Schluß anderswohin, auf eine Fortsetzung, die nicht kommen wird, die stets nicht gekommen sein wird und immer wieder sich ankündigt.

Das Anfangen der Rede ist ein paradoxal gespannter oder sogar aporetisch blockierter Vorgang, obwohl wir, wenn wir ‘den Anfang’ hören oder lesen, uns je schon nach dem Angefangen-Sein und im Text befinden. Wenige haben dies so gut ‘gewußt’ wie Kleist: Vorausgesetzt ist, daß man (immer) schon angefangen habe. Davon handelt *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden*, und dies geschieht in dem Text oder vielmehr: ist bereits geschehen. Denn schon in dessen Paratext, bevor er anfangt, setzt(e) der Text mit der Anrede des – abwesenden – anderen ein: in seiner Rahmung, die ihn begrenzt und einsetzt, in der den Anfang des Textes zurückverlegenden und ihn aufschiebenden untertitelgebenden Adressierung:² „An R. v. L.“ Es ist die fiktive Adressierung

¹ Heinrich von Kleist: Erzählungen, Anekdoten, Gedichte, Schriften. Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 3, hg. von Klaus Müller-Salget, Frankfurt a.M. 1990 (DKV), S. 534-540 (im folgenden zitiert mit Seitenangabe). Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke und Briefe, hg. von Helmut Sembdner, München 1965, Bd. 2, S. 324 fügt hinzu: „H. v. K.“ (im folgenden zitiert als SW mit römischer Bandangabe und Seitenzahl).

² Vgl. Gérard Genette: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches, Frankfurt a.M. 2001, S. 9f.

des Textes und mögliche Adressenangabe für die Apostrophe, mit der der Text beginnt: „Wenn du etwas wissen willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu *sprechen*“ (534).³ Vom „Paradigma gelingenden Sprechens“ spricht Bernhard Greiner, das Kleist in *Über die allmähliche Verfertigung* begründet habe.⁴ Dabei handelt es sich, wie der erste Satz vorstellt, zum einen um eine Umwendung der Rede, um eine Abwendung aus der Szene der referentiellen Rede, wie dies jede Apostrophe vollzieht. Aber hier wird nicht der oder wie in diesem Fall die ‚andere‘ als ein Gegenüber der Rede adressiert und dadurch als Angesprochene/r konstituiert (obwohl auch dies der Fall ist). Eher, so wird sich herausstellen, sitzt diese/r andere im Rücken und der ‚eigenen‘ Rede im Nacken.⁵ Es ist der/die, auf den/die man stößt und der/die zustößt.⁶ Zunächst erinnert diese Wendung an die *Parabase* und deren Ausführung etwa in Friedrich Schlegels *Über die Unverständlichkeit*: Das Nachdenken über (den) „Einen Gegen-

³ Geschlossen wird auf „An R[ühle] v[on] L[lilienstern]“ (II, 319). Überliefert sei der Text in einer von „Kleist durchkorrigierte[n] Abschrift eines Kopisten“ (SW II, 925); vgl. DKV, S. 1119. Aber nicht die Nicht-Publikation dieses Textes macht diese Adressenangabe zur fiktiven, wie Greiner ausführt: der Text werde „mit seinem Untertitel als eine an den Freund Rühle von Lilienstern gerichtete Rede gekennzeichnet und damit in einen Kommunikationszusammenhang gestellt, der mit der Nicht-Veröffentlichung gleichfalls nicht realisiert worden ist“; Bernhard Greiner: *Kleists Dramen und Erzählungen. Experimente zum ‚Fall‘ der Kunst*, Tübingen, Basel 2000, S. 37f. Vielmehr wäre *jede Publikation* nur möglich als Um-, d. i. Abwendung der brieflich personalen Adressierung – an die Adresse des Publikums.

⁴ Greiner (Anm. 3), S. 37.

⁵ „Und siehe da, wenn ich mit meiner Schwester davon rede, welche hinter mir sitzt, und arbeitet, so erfahre ich, was ich durch ein vielleicht stundenlanges Brüten nicht herausgebracht haben würde. [...] Dabei ist mir nichts heilsamer, als eine Bewegung meiner Schwester, als ob sie mich unterbrechen wollte“ (535f.).

⁶ „Aufstoszen“, wie in diesem Falle, in der Bedeutung: „intransitiv, mit dat. der person, auf einen stoszen, einem begegnen: der pfarrherr [...] ist mir da ungefehr aufgestoszn“, aber auch: „bis dir ein besser glück aufstöszt (Simplicissimus); was für ein abentheuer mir hier aufgestoszen (Lessing); [...] alle [...] menschen, die ihr aufstieszen (Tieck); es kann mir der fall aufstoszen [...] (Jean Paul)“; Jacob und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Leipzig 1854 (ND 1984), Bd. 1, Sp. 752f.

stand“, zu dem (dem sich Versenkenden) alle Gegenstände werden, wendet der Schlegelsche Text um und weg auf den „Verkehr“ mit anderen Menschen, „aus deren gegenseitiger Mitteilung sich erst solche Verhältnisse und Verhältnisbegriffe erzeugen“ und mit diesen „Gegenstände des menschlichen Nachdenkens“.⁷ An der Produktivität dieses ‘Verkehrs’, der als ‘Mitteilung’ nicht aufs Gespräch als Austausch sich und einander Verstehender festgelegt werden darf, der Relationen, denen auch deren Unterbrechung angehört, ist Kleists Text nun in spezifischer Weise interessiert, und zwar an ihrer dischronen Zeitlichkeit. Diese wird nicht nur als die ‘Allmählichkeit’ des ‘Verfertigen’ gedacht. Denn beim „Paradigma gelingenden Sprechens“ handelt es sich zum anderen, wie auch die Gegen-Fälle des Mißlingens belegen,⁸ um die paradoxe Struktur des begründenden Vorgriffs auf ein Abwesendes.

Es liegt ein sonderbarer Quell der Begeisterung für denjenigen, der spricht, in einem menschlichen Antlitz, das ihm gegenübersteht; und ein Blick, der uns den halbausgedrückten Gedanken schon als begriffenen ankündigt, schenkt uns oft den Ausdruck für die ganze andere Hälfte desselben. (536)⁹

Der Gedanke (der *mit* seinem ‘Ausdruck’ erst, „zu meinem Erstauen“, „fertig“ sein wird) ist gegeben als Gabe, in einer Relation des ‘Tauschs’ ohne Äquivalenz also, die das Aus- und Aufhalten der durch die Geste der Gabe eröffneten zeitlichen Differenz ausmacht, ein Abstand der ausstehenden Wi(e)der-Gabe, der jene Bezüge her-

⁷ Das Interesse an der „Mitteilung der Ideen“ führt Schlegel auf die ‘besonders anziehende’ „Frage, ob sie überhaupt möglich sei“; Friedrich Schlegel: Über die Unverständlichkeit (1800), in: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, hg. von Ernst Behler u.a., München, Paderborn, Wien 1967ff., Bd. 2, S. 363-372, hier: S. 363 (im folgenden zitiert als KA mit römischer Bandangabe und Seitenzahl). Zum alludierten Kontext von ‘Mitteilung’, ‘Einkleidung’ und ‘Verwicklung’ vgl. Eckhard Schumacher: Die Ironie der Unverständlichkeit, Frankfurt a.M. 2000, S. 164-169.

⁸ „Etwas ganz anderes ist es wenn der Geist schon, vor aller Rede, mit dem Gedanken fertig ist. Denn dann muß er bei seiner bloßen Ausdrückung zurückbleiben, und dies Geschäft, weit entfernt ihn zu erregen, hat vielmehr keine andere Wirkung, als ihn von seiner Erregung abzuspannen“ (538). Vgl. 539.

⁹ Auch Friedrich Schlegel formuliert einen Eintrag des anderen: „Niemand versteht sich selbst, in so fern er nur er selbst und nicht zugleich auch ein anderer ist“ (KA XVIII, 84); zitiert nach Schumacher (Anm. 7), S. 163.

stellt, die die sozialen genannt werden.¹⁰ Er ist gegeben als Geschenk dessen, was als Vorausgesetztes erst Produkt des Gebens sei.¹¹ Den sogenannten ‘halbausgedrückten Gedanken’, dem die ‘Gänze’ mit der (anderen) Hälfte im Vorgriff auf sie (der „schon begriffen“ heißt) ‘geschenkt’ worden sein wird, gibt es als solchen nicht, nicht anders denn als sich erst versprechenden, also als fehlenden und abwesenden. Einen Vorgriff vollzog (im Anfang) bereits der, der Subjekt des Wissens nicht ist, auf eine zukünftige Einsicht, die er nicht kennt und über die er keine Verfügung hat:

Aber weil ich doch irgend eine dunkle Vorstellung habe, die mit dem, was ich suche, von fern her in einiger Verbindung steht, so prägt, wenn ich nur dreist damit den Anfang mache, das Gemüt, während die Rede fortschreitet, in der Notwendigkeit, dem Anfang nun auch ein Ende zu finden, jene verworrene Vorstellung zur völligen Deutlichkeit aus [...]. (535)

„Wenn ich nur dreist damit den Anfang mache“, das ist eine Setzung im Redeeinsatz, die voraussetzt, was dieser Einsatz als sein Ende, das über den Anfang entscheiden wird, erst wird hervorbringen müssen und worüber dieser Einsatz des Anfangs nie wird verfügen können. Die Setzung heißt daher in diesem Fall, wie im Falle von „manch große[m] Redner“, der „in dem Augenblick, da er den Mund aufmachte, noch nicht wußte, was er sagen würde“, „dreist“. Und es heißt in diesem zweiten Fall weiter: „die Überzeugung, daß er die ihm nötige Gedankenfülle schon aus den Umständen, und der daraus resultierenden Erregung seines Gemüts schöpfen würde, machte ihn dreist genug, den Anfang, auf gutes Glück

¹⁰ So bekanntlich Marcel Mauss: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, in: ders., Soziologie und Anthropologie, eingeleitet von Claude Lévi-Strauss, Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1978, Bd. 2, S. 59-70. Vgl. insbesondere aber die Akzentuierung der Gabe durch Jacques Derrida: Falschgeld: Zeit geben I, München 1993, S. 17, 19, 23, 68-71, 88, 91.

¹¹ Nicht wird in dieser Relation ein zuvor Verstandenes oder Gewußtes gegeben (auch nicht im Modus der „Hebeammenkunst“; 540). „Nicht, als ob sie es mir, im eigentlichen Sinne *sagte*; denn sie kennt weder das Gesetzbuch, noch hat sie den Euler, oder den Kästner studiert. Auch nicht, als ob sie mich durch geschickte Fragen auf den Punkt hinführte, auf welchen es ankommt, wenn schon dies letzte häufig der Fall sein mag“ (535), aber nicht dies ist das Argument.

hin, zu setzen. Mir fällt jener ‘Donnerkeil’ des Mirabeau ein“ (536). Die Setzung des Anfangs, die als „Donnerkeil“ so eindrücklich sein mag, wie sie leer ist, muß im Fort-Reden des Bereits-Angefangen-Habens eingeholt worden sein durch den konstatierenden Abschluß einer Konstitution, auf die nur – grund-los – vorgegriffen werden konnte und die doch vorausgesetzt wurde. Das Setzen des Anfangs setzt „auf gutes Glück“,¹² auf die durch das Zu-sprechen-begonnen-Haben eröffneten und diesem zustoßenden „Umstände“. Es ist (hier) ‘im Anfang’ nicht als die voraussetzungslose, sich selbst begründende und über sich selbst, d.i. ihr Resultieren, souverän verfügende Setzung konzipiert, sondern vielmehr als ein Sich-Aussetzen an die Zufälle der ‘Umstände’, unter denen die Rede ergeht, die (als übernommene Bekräftigung so sehr wie als abgewehrte Störung) deren Produktivität erst ermöglichen.¹³ Mit dem Stichwort der ‘Umstände’ ist der/die *andere* in den ‘inneren’ Produktions-Prozeß eingetragen. Der andere ist zum einen als der gedacht, dessen „Gesicht“ den ‘verstehenden’ Vorgriff auf das, was dieser *Vorgriff* erst hervorgebracht haben wird, figuriert: das Geschenk „ein[es] Blick[s], der uns den halbausgedrückten Gedanken schon als begriffenen ankündigt“,¹⁴ ohne daß sich diese Szene im Gespräch von

¹² Dies geschieht auch in Kleists anderem „Beispiel von einer allmählichen Verfertigung des Gedankens aus einem in der Not hingetzten Anfang“ (537f.), der ein „mit einem ursprünglichen Schaden [...] behaftete[r] Anfang“ heißen mag; Gerhard Neumann: Das Stocken der Sprache und das Straucheln des Körpers. Umriss von Kleists kultureller Anthropologie, in: Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall, hg. von Gerhard Neumann, Freiburg i.Br. 1994, S. 13-29, hier S. 13.

¹³ Insofern ist „die Vorstellung solch produktiven Sprechens“ nicht „am Modell des Genies orientiert“, und produktives Sprechen ist auch nicht „geniales Schöpfertum“ (so aber Greiner, Anm. 3, S. 43). Eher wäre ans *ingenium* zu denken, wie es im Freudschen *Witz* als eine andere Produktivität gedacht ist, von der das bewußte Ich nachträglich als einem *Einfall* weiß; Sigmund Freud: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten (1905), in: Studienausgabe, Bd. 4, Frankfurt a.M. 1970, S. 9-219, hier S. 157. Die *Unverfügbarkeit*, die Greiner mit dem Stichwort des Genies (als „Naturgabe“) anspricht, ist in Kleists Text eine andere; Neumann erinnert auch an das rhetorische Findungsmodell; Neumann (Anm. 12), S. 15f.

¹⁴ Die Dimension der *Sprachpragmatik* für das „Paradigma gelingenden Sprechens“ unterstreicht Greiner wie die des Dritten (Greiner, Anm. 3, S. 50f., allerdings eher das Dritte als Verlust der dyadischen Grazien-Konstellation). Bei der konstitutiven Funktion des „Dritten“ wäre wie beim ‘Geschenk’ an Freuds Konzeption des Witzes zu denken, der von seiner Prag-

Einander-Verstehenden und im Austausch von Verstandenem erfüllt. Denn zum anderen ist der (oder die) andere 'nicht-gesichtig' wie die *im Rücken* sitzende und *abgelenkte* Schwester, die Instanz potentieller Unterbrechung oder 'sinnloser' Intervention, der *abwehrend* – un-unterbrochen – sprechend zuvorzukommen ist.¹⁵ Das also, was das verstehend vorgreifende Gesicht figurierte, wird an die Produktivität der Sprache gebunden, deren Strukturen mit der „Periode“ des Satzes jenen Abschluß, der nachträglich Gedanke heißt, gegeben haben werden, „dergestalt, daß die Erkenntnis, zu meinem Erstaunen, mit der Periode fertig ist“. Das „Erstaunen“ indiziert, was Kleist aussprechen wird: „nicht *wir* wissen, es ist allererst ein gewisser *Zustand* unserer, welcher weiß“ (540). Als 'Gedanke' wäre 'uns' nachträglich 'Wissen' gegeben, das uns gleichsam als ein *Einfall*, von dem 'wir' nur nachträglich wissen, zugekommen ist.¹⁶ Als 'Werkstätte' dieser Produktion, einer (nicht-intentionalen) „Verfertigung“ des „Gedankens“ zeichnet Kleists Text das Reden aus, die sprachlichen Strukturen, die den Abschluß als Konstitution von 'etwas' ermöglichen, und das Sprechen, das

matik nicht abzulösen ist, da er erzählt werden muß, damit dem Witzbildner durch den „eingeschobenen“ anderen das Lachen möglich wird (Freud, Anm. 13, S. 135-148.). Vom Geschenk spricht Freud als dem des Witzerzählers an den Dritten, den Witzhörer (S. 139f.). Dessen Gegengabe, das Lachen, in das er ausbricht und das dem Ersten nun „par ricochet“ die Möglichkeit zu lachen gibt (S. 148), wäre dem Geschenk, das Kleist zufolge der andere der eigenen Rede macht, zu parallelisieren. Die Witzbildung ist erst mit dieser Rückkehr des Lachens zum Witzerzähler abgeschlossen.

¹⁵ Zur im Rücken sitzenden Schwester (vgl. 535), zu den drohenden Unterbrechungen und Interventionen (vgl. 536) und zu deren Abwehr (um sich 'den Besitz der Rede nicht entreißen zu lassen') (vgl. 536) bis zur „Vernichtung des Gegners“ (537). Was sich ausnimmt wie Intentionalität (des anderen), ist Zuschreibung, sei diese das 'Schon-begriffen-Haben' oder der unterbrechende Einwand, für den ein Nesteln am Hemd oder das Zucken der Oberlippe steht (537).

¹⁶ Der Witz wird aus dem „System des Unbewußten“, dem Freud die Witzarbeit zurechnete (Freud, Anm. 13, S. 164), dem bewußten Ich als „ungevollter 'Einfall'“ zugestellt (S. 157), der als Witz und möglichst 'guter' auf- und ergriffen (wo die Witzarbeit 'Sinn' macht, sonst aber als nichtig verworfen) wird; 'Einfall' ist dabei, so akzentuiert nach Freud Samuel Weber, „der Sprachgebrauch des immer zu spät zu sich kommenden Bewußtseins: Eigentlich weiß es von nichts“; Samuel Weber: *Die Zeit des Lachens*, in: *Fragmente* 46 (1994), S. 77-90, hier S. 87.

seine mögliche Unterbrechung (die insofern sinnleer an der ‘Verfertigung’ teilhat) und sein Enden durch sich selbst aufhält, indem es *sich mit sich selbst* aufhält: mit „Kunstgriffen“, die abwehrend dem Aufschub gelten, Sprachpartikeln wie Floskeln, Füllwörtern, sprachlichen Einheiten, die als wiederholte sinn-entleert sind, und unartikulierten Lauten, die sich an der Schwelle zwischen Vordersprachlichem und sprachlichem Element (auf)halten.¹⁷

Auf die „Umstände“ der Rede kommt es an.¹⁸ Keineswegs also sucht Kleists Argumentation den Punkt einer Setzung, die Einsetzung wäre, in der sich das Subjekt der Rede, das sagt, was es meint, als Autor (eines Werks, das er ‘zur Welt gebracht’) konstituierte. Die Produktivität des Sprechens als solchen, so sinnleer es sei, und der Rede-Umstände, so sinnfern sie als drohende Unterbrechung wären, wird ins Feld geführt anstelle eines solchen Konzepts, das Kleist als das Szenario eines scheiternden Rede-Einsatzes vorstellt:

Man sieht oft in einer Gesellschaft, wo, durch ein lebhaftes Gespräch, eine kontinuierliche Befruchtung der Gemüter mit Ideen im Werk ist, Leute, die sich, weil sie sich der Sprache nicht mächtig fühlen, sonst in der Regel zurückgezogen halten, plötzlich mit einer zuckenden Bewegung, aufflammen, die Sprache an sich reißen und etwas Unverständliches zur Welt bringen. Ja, sie scheinen, wenn sie nun die Aufmerksamkeit aller auf sich gelenkt haben, durch ein verlegenes Gebärdenspiel anzudeuten, daß sie selbst nicht mehr recht wissen, was sie haben sagen wollen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Leute etwas recht Treffendes, und sehr deutlich, gedacht haben. Aber der plötzliche Geschäftswechsel, der Übergang ihres Geistes vom Denken zum Ausdrücken, schlug die

¹⁷ „Ich mische unartikulierte Töne ein, ziehe die Verbindungswörter in die Länge, gebrauche auch wohl eine Apposition, wo sie nicht nötig wäre, und bediene mich anderer, die Rede ausdehnender, Kunstgriffe, zur Fabrikation meiner Idee auf der Werkstätte der Vernunft, die gehörige Zeit zu gewinnen. Dabei ist mir nichts heilsamer, als eine Bewegung meiner Schwester, als ob sie mich unterbrechen wollte“ (535f.). „Kunstgriffe“ meinen nicht Verfügung über das Gemeinte als Gesagtes, sondern gelten nichts anderem als der Fortsetzung der Rede. Das ist die Kleistsche Umakzentuierung der Rhetorik, die er mit dem Stichwort des ‘Verfertigen’ aufrufe; vgl. Jill Anne Kowalik: Kleist’s Essay on Rhetoric, in: Monatshefte 81 (1989), H. 4, S. 434-446, hier S. 437-442.

¹⁸ „[M]ein ohnehin schon angestregtes Gemüt wird durch diesen Versuch von außen, ihm die Rede, in deren Besitz es sich befindet, zu entreißen, nur noch mehr erregt, und in seiner Fähigkeit, wie ein großer General, wenn die Umstände drängen, noch um einen Grad höher gespannt“ (535).

ganze Erregung desselben, die zur Festhaltung des Gedankens notwendig, wie zum Hervorbringen erforderlich war, wieder nieder. (539)¹⁹

Das ist als ein systematisches Argument zu lesen, nicht als autobiographisches, gerade auch, wenn man die Schilderung der Examenssituation mitbedenkt, „wo diese Vorbereitung des Gemüts gänzlich fehlt“ (540). Das Stocken und Stammelnen, das die Rede des Examinierten kennzeichnet,²⁰ gilt dem Einsatz des Sprechens als eines ‘Etwas’-Meinens überhaupt.

Das ‘Etwas’-sagen-Wollen ist befangen in einem *double-bind* von Meinen und Sagen: von Setzung und Repräsentation oder Akt und Figur. Der Souverän des (vermeintlichen) Gedankens wird der des Sagens (s)eines Gemeinten nicht sein. Das Ich, das spricht und etwas meint, setzt sprechend sich als Instanz der Rede und ihres Einsatzes und kann sich als solches (‘ich’) schon selbst nicht meinen. Das ‘ich’ kann sich nicht meinen, hat Hegel gesagt,²¹ denn ‘ich’ als das deiktischste aller Personalpronomen, das auf die Instanz der Rede, die ergehen soll und schon ergeht, selbstbezüglich referiert, bezeichnet nach Hegels genauer Analyse dieses als *leeres*, jede Bestimmtheit, die ich meine, ausschließendes. Im *Sprech-Akt*

¹⁹ „Ein Paradigma mißlingenden Sprechens zeichnet sich in den Briefzeugnissen ab, in denen Kleist sich als ‘unaussprechlichen Menschen’ deklariert“ (Greiner, Anm. 3, S. 38), so Kleist am 13./14. März 1803 an Ulrike: „Ich weiß nicht, was ich Dir über mich *unaussprechlichen* Menschen sagen soll. – Ich wollte ich könnte mir das Herz aus dem Leibe reißen, in diesen Brief packen, und Dir zuschicken“ (zitiert nach Greiner, Anm. 3, S. 44).

²⁰ Vgl. Neumann (Anm. 12).

²¹ „Ebenso wenn ich sage: ‘Ich’, meine ich Mich als diesen alle anderen Ausschließenden; aber was ich sage, Ich, ist eben jeder; Ich, der alle anderen von sich ausschließt“ – so Hegel in Exposition des *shifter* ‘ich’ (nach ‘hier’ und ‘jetzt’); Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse 1830. I-III, in: Ders.: Werke, hg. von Eva Moldenhauer, Karl Markus Michel, Bde. 8-10, Frankfurt a.M. 1986, I (= Bd. 8), § 20, S. 74. Er zeigt damit „the logical difficulty inherent in the deictic or demonstrative function of language“, wie Paul de Man akzentuierte; Paul de Man: Sign and Symbol in Hegel’s Aesthetics, in: Critical Inquiry 8 (1982), S. 761-775, hier S. 768, d.i. die „Paradoxie, daß ausgerechnet jene Bezeichnungen für die größte Besonderheit, also ‘jetzt’, ‘hier’ oder ‘dieses’, zugleich die mächtigsten Agenten der Verallgemeinerung sind“; Paul de Man: Zeichen und Symbol in Hegels Ästhetik, in: ders.: Die Ideologie des Ästhetischen, hg. von Christoph Menke, Frankfurt a.M. 1993, S. 39-58, hier S. 48.

des Einsatzes der Rede setzt sich ein ‘Subjekt’ als ein grammatisches, das schon über jede prädikative Bestimmung seiner selbst nicht mehr verfügte und doch ‘reine’ Instanz des Einsatzes (auch) nicht wird gewesen sein können. Denn insofern es (*schon*) spricht, ist es schon inner-sprachlich bestimmt und insofern ein anderes. Es widerstreitet jeder Bestimmtheit, (als) die es (erst) wäre. „Die Setzung des Ich, als der Bedingung des Gedankens, [bedingt] seine Auslöschung“, „aufgrund der Auflösung und Tilgung jeder erdenklichen Beziehung, sei sie logischer oder anderer Art, zwischen dem, was das Ich ist, und dem, was es sagt, daß es ist“, akzentuierte de Man.²² Durchkreuzt ist damit – und zwar im Anfang – das Modell souveräner Schöpfung als einer Setzung, die über sich und ihr Resultat verfügte, die Einsetzung (von etwas), in der sie sich ‘vollende’, nachträglich zum *Anfang* (von etwas) gemacht und als arbiträre Setzung vergessen gemacht haben wird.²³ „Nur in der Retrospektive“ würde aus dem „gewaltsamen Machtakt“ (oder Kleistschen „Donnerkeil“) „der setzenden Macht der Sprache“ ein „Anfang“ von etwas,²⁴ mit dem die (unbegründete) Abruptheit (des Akts der Setzung) figurierend bereits vergessen ist. Im metaleptisch verkehrenden Effekt wird sich der Autor, im Blick auf das Hervorgebrachte als vollendetes Werk, das ihn als Vollender des vorausgesetzten Anfangs spiegelt, als ‘der den Anfang setzende Vollender’ konstituiert haben.²⁵ Dies ist die ‘retrospektive’ Konstitution an der

²² Diese ‘Schwierigkeit’ „tritt also [nicht nur für Hegel] gleich zu Beginn des ganzen Systems auf“; de Man 1993 (Anm. 21), S. 48f.

²³ Hegels Lektüre stellt dies noch vor für das ‘erhabene’ „Fiat Lux“, *das* Vorbild aller ‘Schöpfung’ und *der* Fall des primordialen Sprechakts, der sich rein in sich selbst begründet, der etwas aus nichts hervorbringe. An Hegels Lektüre anschließend bemerkt de Man: „Der Geist [setzt] sich selbst als dasjenige [...], was des Setzens unfähig ist“, und eben dies ist ausgeschlossen: „Diese Aussage ist entweder bedeutungslos oder doppelzünftig. Man kann vorgeben, schwach zu sein, wenn man stark ist, aber daß man die Kraft hat, etwas vorzutäuschen, ist ein eindeutiger Beweis der Stärke“; Paul de Man: Hegel über das Erhabene, in: ders.: Die Ideologie des Ästhetischen (Anm. 21), S. 59-79, hier S. 69-71. Insofern die Setzung etwas geworden sein soll, insofern sie Gemeintes oder Sinn soll sein können, dementiert sie jene arbiträre und abrupte ‘Kraft’ der Setzung (im Anfang).

²⁴ Paul de Man: Shelleys Entstellung, in: ders.: Die Ideologie des Ästhetischen (Anm. 21), S. 147-182, hier S. 170f.

²⁵ Für das Problem des Anfangs, dem Mary Shelleys *Frankenstein* sich stellt, hat dies Christian Moser mit dem von P. B. Shelley artikulierten Inspira-

Stelle eines Rede-Einsatzes, in der das ‘ich’ des Rede-Einsatzes bereits die ‘Kraft’ zur arbiträren Setzung verloren und sich selbst vergessen hat. Damit aber ist auch die Möglichkeit eines Souveräns des Anfangs dementiert.

Setzung und jede inhaltliche Bestimmung, in der ‘ein Anfang’ erst gegeben wäre, performativer Akt und Figur, in der dieser sich ‘vollenden’ müßte und damit erst, retrospektiv, ‘ein Anfang’ (anstelle des abrupten Aktes) eingesetzt wäre, dementieren einander, und beide Momente ‘gibt es’ nicht unabhängig voneinander. Die *Aporie* der Angewiesenheit dessen aufeinander, was einander ausschließt, ist beider gegenseitige Blockade – im Anfang. Diese anfängliche *Paralyse* des Sagens, das etwas meint, in der gegenseitigen Blockade seiner performativen Dimension als Akt und seiner repräsentierenden Funktion als Figur²⁶ macht ‘völlig unverständlich’, so Paul de Man, daß es ein Sagen, das etwas meint, überhaupt gibt.²⁷ Blockiert ist – im Anfang – jeder Versuch, ein Gemeintes in Rede zu überführen, *zwischen* (dessen Dimensionen) sinnleerer und abrupter Setzung und Repräsentation. „Aber der plötzliche Geschäftswechsel, der Übergang ihres Geistes vom Denken zum Ausdrücken, schlug die ganze Erregung desselben, die zur Festhaltung des Gedankens notwendig, wie zum Hervorbringen erforderlich war, wieder nieder.“ Kleist sagt, die Rede *stocke* im Anfang. Das ‘Nichtgelingen’ ist also nicht nur eine Frage der Rhetorizität der Sprache, in der sich das Meinen nur verlieren kann,²⁸ sondern ge-

tionsmodell des Werks und des durch diesen spekulär gegebenen Autors profiliert. Wenn „die Reinheit des Anfangs nur durch die Vollendung des Werkes verbürgt werde“, dann präsentiert das ‘Monster’ (seinem Autor) eine Gegenthese. Christian Moser: „Dull Nothing replies“. Mary Shelleys Defigurierung des romantischen Konzepts autonomer Schöpfung, in: *Athenäum* 7 (1997), S. 211-235, hier S. 220, 233.

²⁶ Vgl. Cynthia Chase: *Giving a Face to a Name*, in: dies.: *Decomposing Figures. Rhetorical Readings in the Romantic Tradition*, Baltimore, London 1986, S. 83-112, hier S. 89.

²⁷ Der anfänglichen *Paralyse* ‘antworte’ ein Vergessen der „Erkenntnis, daß die sprachliche Setzung des Ich nur möglich ist, wenn das Ich vergißt, was es ist (nämlich Ich)“; de Man 1993 (Anm. 21), S. 49.

²⁸ Kleists Texte – so Greiner zu Recht – betreiben „gar nicht Vermittlung oder Auflösung solcher Oppositionen [wie Geist und Buchstabe, Unmittelbarkeit und Vermittlung, Sprache und das Unaussprechliche], sondern vielmehr den Aufweis ihrer Disfunktionalität“; Greiner (Anm. 3), S. 45. Sie tun dies im „Paradigma mißlingenden Sprechens bzw. der Unaussprechlichkeit“

hört der Performanz selbst an. Es handelt sich damit anfänglich, so Kleist, um eine Frage der Zeitlichkeit und deren Paradoxie:

In solchen Fällen [des „plötzliche[n] Geschäftswechsels, de[s] Übergang[s] ihres Geistes vom Denken zum Ausdrücken“] ist es um so unerläßlicher, daß uns die Sprache mit Leichtigkeit zur Hand sei, um dasjenige, was wir gleichzeitig gedacht haben, und doch nicht gleichzeitig von uns geben können, wenigstens so schnell, als möglich, auf einander folgen zu lassen. Und überhaupt wird jeder, der, bei gleicher Deutlichkeit, geschwinder als sein Gegner spricht, einen Vorteil über ihn haben, weil er gleichsam mehr Truppen als er ins Feld führt. (539)²⁹

Die Geschwindigkeit der Rede ist nicht nur eine Sache des quantitativen Mehr oder Weniger der ‘ins Feld geführten Truppen’, sondern meint ein paradoxes Einholen einer (bereits verpaßten) Gleichzeitigkeit, ein paradoxes *Gelingen* dadurch, daß das Sprechen die unhintergehbare Paralyse seines eigenen Anfangs als Sagen eines Gemeinten (stets) schon überholt hätte.

An der Rede, die ‘etwas’ sagt, wäre mit dem ‘Akt’ ihres ‘Einsatzes’ beteiligt, was sich in die sprachliche Verkettung nicht einschreiben kann und eben dies (stets) schon getan haben muß. Der Akt des ‘Anfangs’, ein Akt der sprachlichen Setzung, „cannot be derived. It is unconnected and *abrupt*. This means: it does not signify“.³⁰ Aber „an sich und für sich allein betrachtet“, gibt es den

(S. 49). Dieses aber folgt nicht (nur) der Perspektive der Semantik oder der „nicht beherrschbare[n] Rhetorizität der Rede“ als „mißlingender (da in ihrer Bedeutungsproduktion nicht zu beherrschender) Rede“ (S. 50).

²⁹ Das erinnert an Redeweisen der Witz-Theorien Jean Pauls und Freuds: Von den „Teilchen der Teile“, „Silben und Soldaten“, die „ausgehoben“ und ‘in Stellung’ gebracht werden, spricht Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, in: ders.: Sämtliche Werke, hg. von Norbert Miller, München 1963, Bd. I.5, S. 175. Daran erinnert Freud: „‘So sehr sieget die bloße Stellung, es sei der Krieger oder Sätze’“; Freud (Anm. 13), S. 21f.

³⁰ Hans-Jost Frey: Undecidability, in: Yale French Studies 69 (1985), S. 124-133, hier S. 131. Die ‘Setzung von Bedeutung’ sei, so de Man, so unvermeidbar wie ‘völlig inkonsistent’: „Wie kann ein Akt des Setzens, der mit nichts in Beziehung steht, was vorher oder nachher kommt, in eine narrative Sequenz eingeschrieben sein? [...] Dies kann nur der Fall sein, weil wir unsererseits der sinnlosen Macht der setzenden Sprache die Autorität von Sinn und Bedeutung beilegen [*impose*]. Aber das ist völlig inkonsistent: Sprache setzt und Sprache bedeutet [...], aber Sprache kann nicht Bedeutung setzen.“ De Man (Anm. 24), S. 171f.

„einzigsten und daher gewaltsamen Machtakt, [...] der setzenden Macht der Sprache“ nicht.³¹ Die ‘Setzung selbst’ *ist* kein ‘absoluter’ Anfang. Jeder Einsatz der Rede wird schon sprachlich geworden sein³² und sich darin als reiner Einsatz gelöscht haben. Er muß sich als ‘Einsetzung’, insofern es ihn gibt, schon eingelassen haben in jenes System der Zeichen und Tropen, das ihn *als Akt* dementiert und als solchen, als unmotivierten und unbegründbaren Akt, je schon ‘vergessen’ gemacht hat. Um zu sagen, was er meint, ist die leere Stelle des Einsatzes (der Rede) schon figuriert, etwas geworden, und das heißt: ist zitiert und wiederholt worden. Was ‘es gibt’, ist Zitation, ist anfänglich schon Zitierung oder Wiederholung vorausgehender Zeichenverwendungen.³³ Insofern es den Sprechakt ‘gibt’ – in seiner Figuration mit repräsentierender Funktion –, ist seine ‘Kraft’ (zu setzen) gelöscht und durch die Figur das verstellt, was sie ein-setzte. Den Akt der Setzung gibt es nur durch und als das, was ihn als Akt blockiert. Und dies kann sich nur wiederholen und muß stets erneut vergeblich bleiben: ein Stottern und Stammelnen,³⁴ in dem als einem vergeblich-wiederholenden Vollzug die Auslöschung der Kraft (der sprachlichen Eröffnung) durch das, worin diese sich manifestieren muß, ‘erinnert’ wird und sich je wieder die arbiträre Abruptheit des Einsatzes gegen deren figurie-

³¹ De Man (Anm. 24), S. 170.

³² In kabbalistischer Auslegung stellte das „Aleph, mit dem im hebräischen Text der Bibel das erste Gebot beginnt“, das „zu hören [...] so gut ist wie nichts“, als der bloße Hauch des Einsatzes der Rede diesen als ‘Punkt’ vor aller Artikulation und „den Übergang zu aller vernehmbaren Sprache dar“. Es ist einer der beiden als „Einsatzpunkte“ der Sprache bezeichneten Buchstaben (der andere ist das Jod) und (nach einer der kabbalistischen Überlieferungen) alles, was am Berge Sinai offenbart wurde. Gershom Scholem: *Zur Kabbala und ihrer Symbolik*, Frankfurt a.M. 1973, S. 38-40.

³³ Vgl. de Man (Anm. 23), S. 75; de Man (Anm. 24), S. 171f. Das ‘rhetorische’ „Findungsmodell“, das Kleist – zitierend – aufrufe, ‘kontaminiert’ (mindestens) den „Genie-Gedanke[n]“, demzufolge die Sprache das Organ wäre, das „gleichsam aus dem Nichts [...] in souveräner Setzung die Ordnung der Welt aus sich“ zeuge (Neumann, Anm. 12, S. 15f.).

³⁴ So hängen die Paradoxien des Anfangs auch mit dem des sich wiederholend aufschiebenden Endens zusammen, wie das Stottern des „So! So! So! So!“ zeigt, das der Penthesilea korporale Selbsttötung in Worten wird ausgeführt haben müssen (Penthesilea. Ein Trauerspiel, in: Heinrich von Kleist: *Sämtliche Werke*, Brandenburger Ausgabe, hg. von Roland Reuß, Peter Staengle, Bd. I/5, Basel, Frankfurt a.M. 1992, V. 3034f.).

rende Integration (die Sinn heißen würde) in Erinnerung bringt. Dann gibt es keinen (reinen) Anfang, sondern nur ein „Gestotter“, die „stammelnden Repetitionen eines Anfangens, das sich nicht selbst begründen kann“.³⁵

Der Rede-Einsatz untersteht der Intention nicht,³⁶ denn er ist als Zitation (als die es ihn gibt) auf die anderen und auf die vorausgehenden Reden angewiesen. Es gibt verschiedene Szenarien, an denen dies vorzustellen ist. Da ist zum einen das (mehr oder weniger romantische) Modell eines Einsatzes der Rede aus einer anderen ansprechenden Instanz, aus einem Angesprochen-Sein oder Adressiert-Sein.³⁷ Und da ist zum anderen das Szenario der Rede der Echo.

Wo die romantische Modellierung poetischer Rede diese mit der Metapher der zum Tönen erweckten Memnon-Statue ausprägt, folgt sie nicht Hegels *Voraussetzung* eines „Innern“, „welches Maß und Schönheit in sich trägt“, das sich stimmlich verlaublich und das Modell einer metaphorischen Totalisierung in der „Stimme“ vorgibt.³⁸ Zitiert, fort- und umgeschrieben ist mit des Memnon Tönen

³⁵ De Man (Anm. 23), S. 75, und Christiaan L. Hart Nibbrig: Musik der Theorie oder: Was heißt darstellen? Zur Dekonstruktion Paul de Mans, in: Was heißt ‘Darstellen’?, hg. von Christiaan L. Hart Nibbrig, Frankfurt a.M. 1994, S. 431-450, hier S. 435f.

³⁶ Vgl. Jacques Derrida: Qual Quelle. Die Quellen Valéry’s, in: ders.: Randgänge der Philosophie, hg. von Peter Engelmann, Wien 1988, S. 291-324, hier S. 304-308, sowie ders.: Signatur, Ereignis, Kontext, in: ebd., S. 325-351.

³⁷ Louis Althusser zufolge wird das Subjekt durch seine „Anrufung“ eingesetzt, dadurch daß dieses ‘sein’ Adressiert-Sein (durch ein ‘He, Sie da!’ eines Polizisten) ‘annimmt’, sich umwendet und sich als gemeint ‘anerkennt’; Louis Althusser: Ideologie und ideologische Staatsapparate, Hamburg, Berlin 1977, S. 142f.

³⁸ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Ästhetik I-III, in: ders.: Werke, Bde. 13-15, hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt a.M. 1970, Bd. 13, S. 462: „Die menschliche Stimme dagegen tönt aus der eigenen Empfindung und dem eigenen Geist ohne äußeren Anstoß, wie die Höhe der Kunst überhaupt darin besteht, das Innere sich aus sich selbst gestalten zu lassen. Das Innere aber der menschlichen Gestalt ist in Ägypten noch stumm [...]. Als *Symbol* [...] ist diesen Kolossen die Bedeutung zu geben, daß sie die geistige Seele nicht frei in sich haben und zur Belebung daher statt sie aus dem Innern entnehmen zu können, welches Maß und Schönheit in sich trägt, von außen des Lichts bedürfen, das erst den Ton der Seele aus ihnen herauslockt.“

das Inspirations-Modell des Musenanrufs als der Figur mythopoetischer Selbstbegründung des poetischen Textes durch die Teilhabe an einer anderen Stimme. Im Anruf der Musen begründet sich die Rede (des 'eigenen' Textes) selbst in/aus einer „Produktivität, die nicht selbst verantwortet war“,³⁹ die als metaleptischer Effekt des Anrufs als Musen-Inspiration zugekommen sein wird und durch den Sprecher des Textes spreche.

Die romantisch notorische Belebung der Memnonstatue unter den ersten Strahlen der Morgensonne, seiner Mutter Eos, erzählt u.a. ein Gedicht August Klingemanns, mit dem das erste Heft der Zeitschrift *Memnon* eröffnete, das deren einziges und letztes geblieben ist. Erzählt wird, was als das Projekt des 'Stimme-Gebens' an ein Totes und Stummes konzipiert und etwa mit Novalis' Diktum „Der Geist der Poësie ist das Morgenlicht, was die Statue des Memnon tönen macht“ zur Figur der poetischen Rede wurde.⁴⁰ Diese wird damit nicht als anfängliche Stimme vorgestellt, sondern als eine 'Antwort' – als Gruß des belebten Memnon an die mütterliche Morgenröte, der einen anderen, vorhergehenden Akt einer Einsetzung – vor dem Text – voraussetzt. Die Kraft der Sprache, zu setzen, stellt die romantische Memnon-Paramythis in der Metapher der belebenden Morgen-Sonne vor. Diese stellt die Metapher für einen Akt der Ein-Setzung, dessen Abruptheit, der Bild und Sinn widerstreitet, sie vergessen macht. Genauer noch ist es die *Inkonsistenz* jeder Einsetzung von etwas, d.i. die Unvereinbarkeit ihrer per-

³⁹ Erich Kleinschmidt: Die weibliche Maske der Poesie. Zur Geschlechterimmanenz von Autorschaft um 1800 in der Poetik Friedrich Hölderlins, in: DVjs 67 (1993), S. 625-647, hier S. 626; für den Topos vgl. Ernst Robert Curtius: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Tübingen, Basel (1948), ¹¹1993, S. 235, 240-252; zur im Musenanruf sich aus einer weiblichen Stimme herleitenden männlichen Autorschaft vgl. die Beiträge von Christine Lubkoll und Gerhard Neumann in: Autorschaft. Genus und Genie in der Zeit um 1800, hg. von Ina Schabert und Barbara Schaff, München 1994. Zur fürs Aufschreibesystem 1800 kennzeichnenden Funktion der Mutter, deren Stimme in die Sprache einführte, und zur „Selbsterschaffung eines Autors“, der sich als solcher etabliert, indem er „in und aus dem Muttermund übersetzter Texte“ erschaffe, vgl. Friedrich Kittler: Aufschreibesysteme. 1800 · 1900, München ²1987; ders.: Dichter, Mutter, Kind, München 1991.

⁴⁰ Novalis: Schriften Bd. 2, hg. von Richard Samuel, Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz, Stuttgart 1965, S. 373; vgl. Bettine Menke: Prosopopoiia. Stimme und Text, München 2000.

formativen und repräsentierenden Dimension, also die dissoziative Spannung von arbiträrer Setzung und eingesetzter Figur (sinnvoller Integration), die vergessen gemacht ist, und zwar durch die Metapher einer Erweckung von Leben für den ‘lebendigen Sinn’ der Rede und im quasi-naturalen Kontinuum vom Aufgehen der „Morgenröte“ zum belebend erweckten Tönen, das ihr antwortet.

Aber die Inkonsistenz der Einsetzung (bedeutender Rede) wiederholt sich und wird entfaltet in einer komplexen Relation von paradoxalen Vorgriffen. So muß Klingemanns Memnon, den die Morgenröte zum Tönen beleben wird, gestisch bereits („der Sonne entgegengestellt“, „und blickt zum fernen Morgen“) dem mütterlichen Aufgang vorgegriffen haben.⁴¹ Und das vom Stimme-Geben erzählende Eingangsgedicht wird Memnon zuletzt keine Stimme gegeben haben. Das, was des Memnon Bild sagen würde, fängt hier nicht an, ertönte vielmehr jenseits des Gedichtes: „Und an dem goldnen Licht entzündet sich | Der erste Ton und hallt harmonisch wieder.“ Das das Zeitschriftenprojekt *Memnon* eröffnende Gedicht, das von der Verlebendigung Memnons erzählt, der die Morgenröte begrüßt, da diese ihn zum Tönen bringt, erklärte sich aber auch selbst unter dem Titel „Begrüßung der Morgenröte“⁴² zum Tönen der Memnonstatue. Im *performative* des Grußes, der Apostrophe, gibt der Text (sich selbst) ein Versprechen, nämlich das Versprechen, daß seine Rede einen ‘Ursprung’ habe, der als „Morgenröte“ apostrophiert werden könne und ein (mütterliches) Gesicht habe. Die Apostrophe ist aber ein Sprechakt, der das ‘Gesicht’ erst einsetzt, das er anspricht, dieses aber ansprechend als gegenwärtig voraus-setzt.⁴³ Die „Morgenröte“ ist nun als das ‘Gesicht’, das

⁴¹ Ein solcher Vorgriff wird an der ‘Memnon-Säule’ verschiedentlich bemerkt. Klingemanns Eingangsgedicht nimmt das Geschehen, das noch kommen soll, in einer Geste vorweg: „Der kalte Sohn stützt seine starren Hände/ Gewaltig auf den rauhen Stein, und strebt/ Sich aus der dunklen Nacht hervorzuheben“. Memnon. Eine Zeitschrift, hg. von August Klingemann, Leipzig 1800 (Erster Band), Reprint, Nendeln, Liechtenstein 1971, S. 4.

⁴² So war das Einleitungsgedicht noch in der Vorankündigung der Zeitschrift *Memnon* (in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* vom 26.4.1800) betitelt.

⁴³ Wenn charakteristisch ist, nicht zuletzt für die ‘allmähliche Verfertigung’, daß Kleist den ‘Schöpfungsakt’ „aus dem Dialog herauszureizen suche“ (Neumann, Anm. 12, S. 20), dann hier auch, daß es sich um „den halbierten Dialog des Briefes“ handelt: Der andere ist die Fiktion der Apostrophe.

durch die ansprechende „Begrüßung“ dem Angesprochenen erst verliehen wird, die Figuration und die Verstellung für das *performative* der Setzung, die Belebung sei, als Selbst-Begründung der poetischen Rede. Umgekehrt konstituiert die Apostrophe den Ansprechenden selbst als angesichtige Figur, setzt ihn ein als gegenwärtigen ‘Mund’ für die Kraft der Sprache zu evozieren, die durch das im Ansprechen eingesetzte mütterliche Gesicht belegt würde. Dieses Gesicht, das gesetzt worden sein muß, wird dem Gedicht und seinem arbiträren Einsatz als der nachträglich stets schon vorausliegende sinngebende Anfang vorausgesetzt. Die apostrophierend behauptete Gegenwart dieses Gesichts, in der die poetische Rede retrospektiv in ihrem Anfang begründet wäre, ist metaleptischer Effekt des *performative*. Die die Apostrophe kennzeichnende doppelseitige und reziproke *arbiträre* Setzung (eines Gesichts, wo keines ist,) ist gedeckt und verstellt, wenn diese arbiträre und grundlose ‘Kraft’ der Sprache in den Memnon-Paramythien durch die Erweckung unter den Strahlen der mütterlichen Morgensonne als deren Antwort motiviert ist. Des Memnon Tönen wäre als Antwort angewiesen auf ein belebendes Bereits-angesprochen-Sein aus einer *voraus*-gesetzten anderen Instanz. Mit der gängigen Metapher einer „Morgenröte“ für den „Geist der Poësie“ ist das Versprechen gegeben, daß die (poetische) Rede nicht arbiträre sprachliche Hervorbringung, sondern der ‘lebendige Sinn’ sei. Die paradoxen, gegenseitig konstitutiven, einander jeweils voraussetzenden und insofern dementierenden Vorgriffe in der Apostrophe zwischen Angesprochenem und Ansprechendem, also zwischen nicht-gesichtigen Stellen sprachlicher Operationen, an denen Gesichter als deren Figur (erst) ‘eingesetzt’ werden, müssen die Gegenwärtigkeit dessen sichern, was den Text begründen soll, und sie können sich als jeweilige Wendungen in eine Abwesenheit doch nur verfehlt haben: Der Gruß verweist auf einen anderen Akt, dessen Antwort er nur wäre, und beruft ihn damit als jene Ein-Setzung seiner Rede, deren Metapher der Belebung die Rede als ‘lebendigen Sinn’ ausweisen soll. Als „Begrüßung“ setzt der Text die Präsenz einer „Morgenröte“, die angesprochen werde, von deren Aufgehen, insofern aber anfänglicher Abwesenheit der Text erzählt, voraus, und zwar auch für den Text, den er überschreibt. Der Text setzt sie, insofern er sie begrüßt und anspricht, als schon anwesend *voraus*, und er *setzt* sie als ansprechbares gegenwärtiges Gesicht, grüßend, doch

erst ein. Die versprochene Gegenwart des belebenden ‘Geistes der Poesie’ ist derart an die Performanz des Grußes gebunden, den dieser ‘Geist’ als lebendige Antwort doch erst hervorgerufen haben soll.

Das *performative* des ‘Anfangens’ will hier, indem es sich zur Antwort erklärt, auf einen ihm vorausgehenden primordialen Akt der Einsetzung verweisen, um diesen als einen sinnvollen und Sinn verleihenden Akt auszugeben. Metaphorisch wird dieser vorstellbar als die belebende mütterliche Morgenröte. Die „Morgenröte“ ist aber so wenig anfänglich wie die ‘Mutter’ oder irgend eine andere Metapher der Einsetzung der Redeinstanz, sondern ein Gemeinplatz, ein Zitat und eine Wiederholung. Der einsetzende Auftritt, in dem das Sprechen als sinnerfüllte poetische Rede begründet wäre, bleibt *abwesend*, und zwar sowohl als ein naturalisiertes Geschehen(sein), insofern er nachträglich (nur) erzählt oder beschrieben wird, als auch als jenes aktuelle Ereignis, das im fiktiven *performative* des Textes (diesem) voraus-gesetzt ist und doch stets aufgeschoben bleibt. Ein anderer ‘Anfang’ ist aber nicht zu haben. Der anfängliche Akt des Stimme-Gebens bleibt für den Text und durch ihn, der sich selbst als Antwort ‘begründet’, stets aufgeschoben – anderswohin. Das ‘Tönen der Memnonsäule’ hat keine Gegenwart. Das Ende der Stummheit, das von diesem anfänglichen Aufgang, einer romantischen *epoché* erwartet wird, läge ‘jenseits’ des Textes, der von diesem Anfang erzählt. Und dieser, der Aufschub des Einsatzes, wiederholt sich: als Aufschub und als ‘stammelnde Repetitionen eines Anfangens’, das Stottern eines Anfangs, der sich je wieder als Wiederholung und Zitation, die er ist, schon blockiert hat. Gesprochen wird viel, aber nie ist jener Neueinsatz poetischer Rede gegenwärtig, der erwartet wurde.

Demnach wäre der ‘Ort’, aus dem die Rede her- und zukommt, der grundlose Zwischenraum zwischen den wechselseitigen Voraussetzungen von eröffnendem Ansprechen und anfänglichem schon Angesprochensein in konstituierenden Vorgriffen und deren paradoxaler Zeitlichkeit einander je (in die Nicht-Präsenz und die Nicht-Gesichtigkeit der Sprache und ihrer Operationen) vorgreifender und einander voraussetzender (d.i. aber auch dementierender) Konstitutionsprozesse. Den Einsatz, der nur als ‘Ant-Wort’ möglich ist, bindet die Kleistsche *Verfertigung der Gedanken beim Reden* nicht an die Intention eines Ansprechenden oder die des Angespro-

chenen und nicht ans *Gesicht* des Gegenübers (auch wenn es dieses geben mag), sondern setzt auf ein Anfangen, das nicht weiß (von dem), *was* (es) anfangen, weil es über sein Enden nicht verfügt. Der Einsatz bleibt vielmehr angewiesen auf die zu-fallenden „Umstände“, die präzise und in zutreffender Verkehrung der romantischen Inspirationen vorgestellt werden von der Magd oder der Schwester im Rücken des Sprechenden. Und sein Fortgang zieht seine *Kraft* aus den sprechend im Vorgriff eingeholten ‘Unterbrechungen’.⁴⁴ In einem weiteren Szenario für die Angewiesenheit der Rede auf die vorhergehenden, in der Rede der *Echo*, ist das Konzept des souveränen Anfangs der Rede, in der ‘ich’ sage, was ‘ich’ meine, ausgesetzt.

Schon jene Rede, die allein als Antwort möglich ist, erinnert als Gegen-Wort an die Wi(e)dergabe im Echo, das die Stimme im Abstand zu ‘Ursprung’ und Intention der Unkontrollierbarkeit des Wiederhalls und Widerspiels der Sprache aussetzt. Von *Echo*, der geschwätzigen Nymphe, die, von Juno für ihr ablenkendes Geschwätz bestraft, „selbst das Wort [nicht] zu ergreifen“ vermag, erzählen Ovids *Metamorphosen*: „Ach, wie oft wollte sie sich mit schmeichelnden Worten nähern | [...] – ihr Organ [die Zunge] widersetzt sich | [und] läßt nicht zu, daß sie anfängt (*repugnat nec sinit, incipiat*)! Doch was es zuläßt: jenes | ist bereit, Laute zu erwarten, um auf ihm Worte zurückzuschicken.“⁴⁵ So genau die durch die auferlegte Strafe erzeugte Ohnmacht der Echo bestimmt ist, so genau der Spielraum, der der ihrer ‘Macht’ als „a powerful mocker“ ist.⁴⁶ Sie oder ihre Zunge (*lingua*) erwartet Laute (*sonos*), um sie als Worte (*verba*) mit Bedeutung wi(e)derzugeben, um sie zu Bedeutungen, das heißt aber, *anderen* Bedeutungen zu nutzen. Echo nutzt in der Wiederholung das Widerspiel zwischen Lauten und wieder-

⁴⁴ Nur hingewiesen sei auf die elektrischen Analogien Kleists: Erregung und Entladung, die dem Modell des Gesprächs und des Sinn- und Sich-Verstehens zuwiderlaufen.

⁴⁵ Publius Ovidius Naso: *Metamorphosen*, Lateinisch – deutsch, übertragen von Erich Rösch, hg. von Niklas Holzberg, Zürich 1997, Buch III, V. 356-501, S. 89-93, hier V. 375-378. Hier zitiert nach der Übersetzung in Ursula Orlowsky und Rebekka Orlowsky: *Narziß und Narzißmus im Spiegel von Literatur, Bildender Kunst und Psychoanalyse. Vom Mythos zur leeren Selbstinszenierung*, München 1992, S. 72.

⁴⁶ John Hollander: *The Figure of Echo. A Mode of Allusion in Milton and After*, Berkeley, Los Angeles, London 1981, S. 12.

holten Lauten aus und macht ihr Spiel mit den Worten, indem sie, statt der Worte, die etwas meinten, Klänge ‘erwartet’. Als Wi(e)dergabe hat Echo die Worte durchquert, einen Riß durch sie gelegt – zwischen Lauten und Bedeutungen und in die Kette der Laute oder des Satzes – und sie zu anderen als den ‘eigenen’ Worten (eines intentionalen Sprechers) gemacht. Im Wi(e)der-Hall begegnet der intentionalen Rede (des Narziß) ihre Arbitrarität, der sie als Rede ausgesetzt ist, die die Lippen in einen anderen Raum verläßt, der stets der ihrer Wiedergabe zu werden vermag. Umgekehrt wurden die von Echo als Schälle sinnentleerten Worte schon intentional angeeignet – von Narziß wie der Erzählung⁴⁷ –, wenn der Wi(e)derhall als *Antwort* genommen, einem anderen und dessen Intention unterstellt und an ein bloß *jetzt* abwesendes, verstecktes Gesicht gebunden worden ist. Die Ironie ihrer wendenden Rede gilt aller (angeblich) intentional-erfüllten Rede. Echo sagt selbst, was sie ist: die Rede, deren Anfang und Einsatz vom anderen zugekommen sein muß, die der *copia*, Macht und Fülle, der anderen Rede untersteht.⁴⁸ Aber zugleich *gibt* sie – wi(e)derhallend – die Macht, die sie doch nicht habe, erst demjenigen, dessen Verfügung über die volle Rede schon immer gegeben und als solche der ihren voranzugehen scheint (und zwar *indem* sie wiederholt, eine *Kopie* gibt, das ist das leere Wort, und dessen Fülle als *copia*). Echo stellt die doppelte Arbitrarität aller ‘eigenen’, intentionalen Rede vor,⁴⁹ die Arbitrarität, der jedes eigene Wort, geäußert, im Raum seiner Wiederholungen ausgesetzt ist, wie jene, die jedem Anfang(-Wollen) der Rede schon angehört. Es ist die Kontingenz des Schon-Gesprochenen, das jeder Rede vorausgeht, das sie erst ermöglicht und das jedes Redeereignis bereits zerlegt, zerspaltet und doppelt, wo (immer) es eintritt.

⁴⁷ Ovids Erzählung läßt die Rede der Echo keineswegs der Vorschrift Junos nachkommen, daß sie „keinem Sprechenden das letzte Wort zu lassen“ vermag, denn sie *muß* keineswegs antworten (vgl. Hollander, Anm. 46, S. 26). Was Echo sage, wird durch Tricks des Textes ermöglicht. „Without this narrative inconsistency, the narrative could not turn Echo into a character, the echo could not become a speech attached to a consciousness“; Claire Nouvet: An Impossible Response. The Disaster of Narcissus, in: Yale French Studies 79 (1991), S. 103-134, hier S. 105; vgl. Gayatri C. Spivak: Echo, in: New Literary History 24 (1993), S. 17-43.

⁴⁸ Ovid, Metamorphosen (Anm. 45), III 391.

⁴⁹ Vgl. Spivak (Anm. 47); Hollander (Anm. 46), S. 25f.

Echo nutzt und exponiert in der Wiederholung den Abstand, eine Entferntheit, aus der die Echo spricht, und die Abwesenheit der intentionalen Verfügung dessen, der einmal gesprochen habe. Die Wiederholung im *Echo* ist als *imago vocis* falsches ‘Bild’, verfehlte Wi(e)der-Gabe.⁵⁰ Im ‘Bild der Stimme’ ist eine Spaltung angelegt, die die Stimme im Wiederholen von sich selbst trennt.⁵¹ Die Rede der *Echo* entzieht den ‘Ursprung’ der Rede und der Stimme. Der Abstand, aus dem sie kommt, ist die Stelle, wo die Stimme schon die eines anderen geworden sein wird, der kein Autor mehr ist oder auch nur sein könnte. Was aus dem Tunnel der Zeiten gehört wird, kann allenfalls zur Wiederkehr einer vormaligen Stimme erklärt, d.i. *figuriert* werden.

Die Echo und ihre Echos bezeugen eine *andere*, nicht-auktoriale Begründung der Rede⁵² und die Nicht-Sicherbarkeit der auktorialen Intention der Rede. Statt eines Anfangs, den die intentionale Rede, die sich nur in sich selbst, der Intention, soll begründen können, der ein menschliches Gesicht zugeschrieben wurde, (selbst) eröffne, stellt Echo ein ‘Anfangen, das sich nicht selbst begründen kann’, als Anfangen durch zitierende Wiederholungen vor. Wenn die Frage nach der Herkunft der Rede (zunächst) auf die Aporie oder Paralyse des Anfangens bzw. deren Ausfaltung in gegenseitigen paradoxalen Konstitutionsprozessen des Ansprechens und Angesprochenenseins

⁵⁰ Daran erinnert Jacob Grimm: „die Römer nennen das echo treffend imago“. Jacob Grimm: Über das Echo (1863), in: ders.: Kleinere Schriften, Bd. 7, Berlin 1884, S. 499-512, hier S. 499; es ist Trope, falsches, äffendes oder schielendes Irr-Bild (S. 499f., 503, 505). „The negative readings of Echo come from associations of fragmentation of the anterior voice, the hollowness of her concavities of origin transferred to the figurative hollowness of words, and the progressive dimimetism of successive reverberations“; Hollander (Anm. 46), S. 11.

⁵¹ „Es gibt [...] keinen einfachen Ursprung. Denn was reflektiert ist, zweiteilt sich in sich selbst, es wird nicht nur sein Bild hinzugefügt. Der Reflex, das Bild, das Doppel zweiteilen, was sie verdoppeln“; Jacques Derrida: Grammatologie, Frankfurt a.M. 1974, S. 65. Zur ‘Quelle’ und deren Doppelung ders.: Qual Quelle (Anm. 36), S. 303-306.

⁵² Das „schreibende Ich“ bewahre sich vor dem narzißtischen Modell und Scheitern, „indem es sich als Echo an ein Sprechen ohne ersten Sprecher überantwortet“, so hat Bernhard Greiner Bettina von Arnim gelesen. Bernhard Greiner: Echo-Rede und ‚Lesen Ruths‘. Die Begründung von Auktorschaft in Bettina von Arnims Roman *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde*, in: DVjs 70 (1996), S. 48-66, hier S. 53, vgl. auch S. 53-57.

traf, so verweisen die Echos der Echo die Rede auf ihre Herkunft aus den stets schon vorhergehenden Reden der anderen, die wiederholend zitiert von ihrem vermeintlich intentionalen Ursprung abgelöst sind.

Die leer-laufenden und entleerenden Wiederholungen der Echos, das Stottern⁵³ der Maschine der Sprache entziehen sich der Metapher des Gesichts, dem Modell der Fundierung von Sinn als Integration des Nicht-Signifizierenden. „Wie bei einem Gestotter oder einer beschädigten Schallplatte wird hier das immer Wiederholte wert- und bedeutungslos“.⁵⁴

Die Doppelung in sich selbst, die Differenz der Stimme zu sich selbst, eröffnet in der Stimme eine Szene⁵⁵ der Multivocität, der Vielstimmigkeit der Wiederholungen und Zitationen, der Multiplizität des Widersagens und Wiederholens, als jenen Schall-Raum, aus dem die Stimme her- und zukommt. Die ‘eigene’ Rede setzt ein erst und schon im Rückbezug auf das vielzählige Sprechen, das jeder Rede vorausgeht, das anonyme Gemurmel der vielen Reden, des Sprechens der nicht-präsenten, sondern zitierten anderen. Die Rede, auch die, die sich auktorial zu autorisieren meint, ist schon Zitation, Wiederholung. Sie kommt schon auf das Sprechen der anderen zurück – und wird umgekehrt im vielzüngigen Sprechen anonymisierend tradiert, in dem sie sich verlieren muß. *Jede* Stimme, die spricht, verweist und ist verwiesen auf andere abwesende (zi-

⁵³ Dieses entspräche Gilles Deleuzes und Félix Guattaris ‘Stottern der Sprache selbst’: „da werden alle sprachlichen Elemente variiert, und sogar auch die nicht-sprachlichen Elemente, die Ausdrucksvariablen und die Inhaltsvariablen. Eine neue Form der Redundanz. UND ... UND ... UND. Es hat in der Sprache immer einen Kampf zwischen dem Verb ‘Être’ und der Konjunktion ‘et’ gegeben zwischen *est* und *et*. Diese beiden Terme verstehen und vermischen sich nur zum Schein, denn der eine wirkt in der Sprache, während der andere alles variiert und die Linien einer allgemeinen Chromatik bildet. Zwischen beiden schwankt alles hin und her“; Gilles Deleuze und Félix Guattari: Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie, Berlin 1992, S. 137.

⁵⁴ De Man (Anm. 23), S. 75. Für das Modell des Textes als ‘*Maschine*’ nicht-intentionalen Funktionierens vgl. Paul de Man: Allegories of Reading, New Haven, London 1979, S. 298, ders. (Anm. 21), S. 55; ders. (Anm. 23), S. 77.

⁵⁵ Zur „Spur“ und zur „Scene“ in der Stimme vgl. Derrida (Anm. 36), S. 275, 271f., 304f.; ders.: Die Stimme und das Phänomen, Frankfurt a.M. 1978, S. 132.

tierte) Sprecher. Echo, die auf die Rede des anderen immer schon getroffen sein muß, damit ihre Rede einsetzen kann, verweist jede intentionale Rede darauf, daß diese in einen Raum des (anders) Wiederhallens, Wiederholens und Zitierens schon eingetreten ist, und auf den Eintrittspreis, der zu entrichten war: „there is a language before this entrance into language. [...] the voice speaking here is caught in a priority that undoes the myth of priority that it presents“.⁵⁶ Die ‘Stimme’, die da spricht, „is not precisely a human voice“,⁵⁷ sondern kommt aus der Sprache (zu). Die Rede weist je über ihren Sprecher hinaus „auf das Schon-Gesprochene und Zitierte“: So spricht im „Hintergrund“ jeder Rede „eine irgendwo begonnene und sich im Irgendwo verlierende Kette“ oder vielmehr ein „virtuelle[s] Geflecht“ von anderen Reden, von anonymen Sprechern,⁵⁸ Übertragungen der „Zungen und tönende Mäuler so viel und lauschende Ohren“.⁵⁹ Das anonyme Gemurmel, das jeder (eigenen) Rede vorausgeht und jeder Rede Möglichkeit vorstellt, ist *als* Potentialität im jeweiligen Redeereignis, das etwas sagt und ein ‘ich’, das ‘spreche’, unterstellt, vergessen.⁶⁰ Es ist – zitiert – aus dem Munde eines *jeweiligen* Sprechers zu hören, wird durch die gesichtliche Figuration der jeweils zitierenden Rede verstellt und bestreitet umgekehrt das Konzept des sich selbst begründenden ‘mensch(enähn)lichen’ Sprechers intentionaler Rede. Es ist eine radikal fremde Rede im ‘Munde der Menschen’, die zitierte hetero-

⁵⁶ Jonathan Goldberg: Marvell’s Nymph and the Echo of Voice, in: *Glyph* 8 (1981), S. 19-39, hier S. 20f.

⁵⁷ Ebd., S. 20.

⁵⁸ Hans-Joachim Neubauer: *Fama. Eine Geschichte des Gerüchts*, Berlin 1998, S. 40f., 91, 36. Es ist die „Paradoxie des Gerüchts“ (S. 62), daß es sich in der einzelnen Nachricht und im Munde des jeweiligen Sprechers realisiert, der aber die vielzählige Stimme des Gerüchts nicht zu sein vermag.

⁵⁹ So kennzeichnet Vergil das Gerücht, die „scheußliche Göttin“ „im Munde der Menschen“; *Aeneis* IV 181-185, lateinisch/deutsch eingeleitet und übersetzt von August Vezin, Münster 2000, S. 184f. Übersetzung hier nach Neubauer (Anm. 58), S. 59.

⁶⁰ Giorgio Agamben entfaltet „[the] relations between the unsaid and the said in every act of speech, between the enunciative function and the discourse in which it exerts itself“, „between *langue* and its taking place, between pure possibility of speaking and its existence as such“, „between a potentiality of speech and its existence“; *Remnants of Auschwitz. The Witness and the Archive*, New York 1999, S. 144f.

gene, nicht der intentionalen Verfügung unterstehende, nicht-menschenähnliche Produktivität der Sprache. Im Raum ihrer Übertragungen, aus dem sie ex-zitiert wird, ist die Stimme und ihre Menschenähnlichkeit eingeholt vom Gemurmel der einander zitierenden, fortsprechenden und vervielfältigenden, einander überlagernden Stimmen.

Die ‘eigene’ Rede wird von woanders her zugestellt.⁶¹ Die Angewiesenheit auf den *anderen* (die der Kleistschen „Verfertigung des Gedankens beim Reden“ abzulesen ist) untersteht nicht Intention und Verstehen. Die „Vorbereitung des Gemüts“, die das Anfangen ermöglichte, wäre, so zeigt sich, wo sie (in der Examenssituation „unterrichteter Köpfe“) „gänzlich fehlt“, gewesen, sich „schon eine Zeitlang unterhalten“ zu haben. Wo dies fehlt, kann die Rede nur anfangen, indem sie „*stockt*“. Wenn „nicht *wir* wissen“, sondern es „allererst ein gewisser *Zustand* unserer [ist], welcher weiß“, dann ist dieser ‘Zustand’ durch „Umstände“ der Rede bestimmt.⁶² Die Zufälle dieser ‘sprachlichen’ Produktivität sind der Eintrag des anderen in jene ‘Bildung’ (bzw. hier: nicht-intentionale ‘Verfertigung’),⁶³ die nachträglich die eines „Gedankens“ heißen

⁶¹ Daher trifft die von Kleist ausgeführte Examensfrage „Was ist das Eigentum?“ hier ebenso zu wie deren Anfügung an die Frage nach dem Staat (539). Der Sprechende will den ‘Besitz der Rede’ sich nicht entreißen lassen, „Eigentum“ an ihr hat er nicht.

⁶² Kleist verweist auf die „gewisse Erregung des Gemüts“, „notwendig“ „auch selbst nur, um Vorstellungen, die wir schon gehabt haben, wieder zu erzeugen“, wie die Examenssituation „unterrichteter Köpfe“ zeigt, denen diese entzogen wird: wenn „man ihnen ohne vorhergegangene Einleitung, Fragen vorlegt“. „Wenn diese jungen Leute sich in einer Gesellschaft befunden hätten, wo man sich vom Staat, oder vom Eigentum schon eine Zeitlang unterhalten hätte, so würden sie vielleicht mit Leichtigkeit [...] die Definition gefunden haben“ (539f.). Es handelt sich als Erregungszustände nicht um die vorausgesetzte innere Affektlage (klassischer Rhetorik, vgl. Kowalik, Anm. 17, S. 441), sondern um Relationen, „Vergleichung, Absonderung und Zusammenfassung“, ebenso wie sinnentleertes Sprechen der „Floskeln und Füllwörter“ und unartikulierte Laute – und noch deren (sprechend aufgeschobene) Unterbrechungen. Diese induzieren Erregung und ‘Entladungen’ der Erregtheit.

⁶³ Das sind die zitierend einfallenden und vorausgesetzten ‘topoi’ und Modelle (zeitgenössischer Rhetorik), mit denen Kleist operiert (so Neumann, Anm. 12, so Kowalik, Anm. 17). Im „Raum unendlicher Zeichenverweisung“ oder der „Erfahrung, unter dem Gesetz des Anderen zu stehen“, das diesen „erst begründet“, kann also nicht das „Paradigma“ der „mißlingen-

wird, den es vorweg nicht gegeben hat, eine im „Einfall“ zugestellte Produktivität, über die kein Selbst verfügt.⁶⁴ Die Angewiesenheit auf eine unverfügbare Eröffnung – weil über sie, das, was sie ist und wird, nicht als ‘sinvolle’, d.h. sich vollendende verfügt wird, heißt sie „dreist“ – und deren wiederholende Punktierung durch die drohende und als solche abwesend-anwesende: redend abgewehrte Unterbrechung nimmt Kleists *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden* als ‘produktives’ Momentum des Redens und des bei diesem ‘verfertigten’ Gedankens.⁶⁵ Wenn nun zutrifft, „daß Kleists Texte gar nicht Vermittlung oder Auflösung“ von Oppositionen wie Geist und Buchstabe, Unmittelbarkeit und Vermittlung, Sprache und Unaussprechliches, „sondern vielmehr den Aufweis ihrer Disfunktionalität betreiben“,⁶⁶ dann betrifft dies noch die Opposition von Gelingen und zufälliger Produktion, als die dem Reden zufallende Produktivität der Sprache.⁶⁷ Denn während die Rede, die einen Gedanken (oder ein Gemeintes oder das ‘Herz’) in Rede überführen will, nur mißlingen kann, hätte die Rede des ‘dreist gesetzten Anfangs’ zwar ein Resultat, aber in diesem, auch wenn es ‘Gedanke’ heißen mag, trifft diese Setzung nicht ein Maß für das Gelingen ihrer Performanz an, das von dieser unabhängig wäre. ‘Gelingen’ ist eine leere Selbstbezüglichkeit (der ‘Kraft der

den“ Rede identifiziert werden, denn dies wäre vielmehr nur am Maße des Ideals der „in ihrer Bedeutungsproduktion [...] zu beherrschende[n] Rede“ möglich (Greiner, Anm. 3, S. 50). Aber, so auch Greiner, „in der Redekonstellation gelingenden Sprechens“ „verfügt“ das „sprechende Ich [...] gerade nicht, herrscht gerade nicht über sein Denken“ (S. 41). Das Gelingen befindet sich „auf der Grenze zwischen Automate und Allomate“ (Neumann, Anm. 12, S. 23).

⁶⁴ Die als „Einfall“ (Freud, Anm. 13, S. 157) zugestellte ‘andere’ Produktivität, von der das bewußte Ich stets nur ‘zu spät’ wissen wird (im Fall des Witzes, wenn es bereits gelacht hat), macht Freud zufolge den Witz. Diese Parallele mit dem Witz stellt aber das Resultat in Frage: Die witzige Zustellung wird als Witz, und möglichst ‘guter’, auf- und ergriffen, wo sie ‘Sinn’ mache, sonst aber als nichtig verworfen, der Sinn ist die Deckung für ein anderes Spiel.

⁶⁵ „[...] daß es auf diese Art zuletzt das Zucken einer Oberlippe war, oder ein zweideutiges Spiel an der Manschette [des entgegengesetzten Körpers; B.M.], was in Frankreich den Umsturz der Ordnung der Dinge bewirkte“ (537).

⁶⁶ Greiner (Anm. 3), S. 45; vgl. oben Anm. 28.

⁶⁷ Neumann (Anm. 12), S. 17, spricht von der Doppelbestimmtheit nach „Freisetzung und Totgeburt“; vgl. S. 16.

Sprache’).⁶⁸ Die Setzung (der „Donnerkeil“, der „mir“ ‘einfällt’) ist gerade darum als abrupte merklich, weil sie nicht mit der Macht verbunden ist, den Akt über den Einsatz hinweg zu beherrschen. Sein Enden, der der ‘verfertigte Gedanke’ heißen wird, ist nicht Vollendung des Anfangs, sondern Zufallendes. Die Setzung ist ein (sich) Aussetzen: eröffnet zum Glück und zum Unglück intentionaler Rede einen ‘Raum unendlicher Zeichenbezüge’ und nicht-intentionaler oder zufälliger „Umstände“ der Rede und deren Produktivität. Aus diesem Raum als dem der Wiederholungen und Transformationen setzt die Rede ein und (als intentionale) in ihm aus.

⁶⁸ Und belegt nichts anderes als diese, vor allem nicht, daß diese Macht mit Wahrheit übereinkommt (Kowalik, Anm. 17, S. 442).